

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 75 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Beleganzeigen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Ein Kapitel von der Ehre.

* Leipzig, 1. Dezember.

Zweikämpfe à la Koye-Schrader, Fall Brüsenwig und andere, unsere Zivilisation so grell beleuchtende Vorfälle haben veranlaßt, daß in unseren Tagen über Ehrverletzung und deren Sühne außerordentlich lebhaft diskutiert worden ist. Die weit auseinandergehenden Anschauungen geben ein Bild unserer gesellschaftlichen Verklüftung; bevorrechtete Klassen schreiben sich auch einen besonderen Ehrbegriff zu und sprechen den Entrechteten auch das „wahre Ehrgefühl“ ab.

Bei irgend einem Reservelieutenant in dieser Sache Auskunft zu suchen, kann uns natürlich nicht einfallen. Wir wollen aber einmal bei den Gelehrten des Bürgertums anfragen, wie sie darüber denken.

Sudermann, der bekannte Dramatiker, hat in einem seiner Dramen die „Ehre“ behandelt, hat aber zu einer erschöpfenden und praktischen Lösung der Frage nicht kommen können. Aber Sudermann ist ein Dichter. Gehen wir lieber einmal zu einem Juristen, so wenig wir auch unser Juristentum sonst lieben, das alles daran setzt, uns einen juristischen Formelraum über den Kopf zu stülpen und unser Rechtsleben an Sätze zu binden, die aus einer längst vermoderten und halbbarbarischen Gesellschaft stammen.

Nehmen wir einen Rechtslehrer hier am Orte, Herrn Professor Karl Binding, und sehen wir, was er, der bei vielen als Autorität gilt, in der Sache meint. Herr Binding ist nationalliberal und zwar nationalliberal sans phrase. Gehen wir, ob er als Rechtslehrer auch so denkt wie seine Partei, die sich in den Diskussionen über den Ehrbegriff gerade so wenig modernen Geistes zu bewahren gewußt hat.

Herr Binding hat zum Antritt des Rektorats an der Universität Leipzig in deren Aula am Reformationsfeste, dem 31. Oktober 1890, eine Rede über: Die Ehre und ihre Verletzbarkeit gehalten, die im Druck erschienen ist und deren zweite Auflage (1892) uns vorliegt. Greifen wir einiges heraus!

„Ehre,“ sagt Herr Binding, „ist der Wert eines Menschen, einerlei ob gekannt oder unbekannt. Zu ihr gehört nur der innere Wert, das Edelmetall des Charakters, oder auch des Menschen natürliche Gaben. Eine leise Verschlebung und kleine Zuthat und die Ehre wird zum Gefühl des eigenen Wertes, die Beleidigung somit zur Gefühlskränkung. Tritt an Stelle des Gefühls das Wissen, so wandelt sie sich in das Bewußtsein des eigenen Wertes, eine Auffassung,

wobei die Bescheidenen und die Bewußtlosen gar schlecht fahren.“

Hier ist allerdings zu bemerken, daß in Bezug auf „Standesehre“ nicht nur leise, sondern auch sehr starke „Verschlebung“ stattfinden. Namentlich in gewissen bürgerlichen Kreisen, wo uns mancher junge Streber vorkommt, wie der Rater Hiddigeigel, der auch „im Bewußtsein seines Wertes“ auf dem Dach sitzt.

Die Philosophen haben, wie Binding anführt, zu vermittelten gesucht. Richard Rothe meint, Ehre sei „der gute Name, sofern er dem inneren Werte entspricht“. Da hätten allerdings manche sonst sehr angesehene Leute weder eine Ehre, noch einen guten Namen. Reinhold Köstlin sagt, Ehre sei das Wertbewußtsein, das sich aus dem Bewußtsein der übrigen reflektiert, und der immer schwarzgallige, aber auch immer geistreiche Arthur Schopenhauer meint: „Ehre ist objektiv die Meinung anderer von unserem Werte, subjektiv unsere Furcht vor dieser Meinung.“

Herr Binding fügt diesen Definitionen hinzu, daß in anderer Betrachtung die Ehre zum Maße der gesellschaftlichen Nützlichkeit eines Menschen werde, und er fährt dann fort:

„Wer nimmt nicht sofort wahr, daß diese Ehren bald für dritte schlechthin unverletzbar sind — so die Ehre als innerer Wert und als Wertbewußtsein — bald in ihrer Integrität jedem Angriff wehrlos preisgegeben, wie die Ehre als guter Name und als Ehrgefühl? Und deshalb müssen sich hier die Wege der Beleidigten scheiden. Denn wer seine Ehre trotz widerfahrener Beleidigung intakt weiß, kann nur Strafe für den Beleidiger fordern. Wer aber die Ehre hochhält und ihrer teilweise beraubt zu sein glaubt, den drängt sein Selbstgefühl, ihre Wiederherstellung zu suchen, und nur über die Mittel kann er noch zweifeln. Soll er Heilung gewinnen durch Widerruf und Ehrenerklärung des Injurianten oder durch einen Heilakt des Richters oder vielleicht durch das große Mysterium unseres Ehrenlebens, den Zweikampf?“

In diesen überfeinen Unterscheidungen zittert die ganze Nervosität unseres Zeitalters. Binding macht die Träger der verschiedenen Ehrbegriffe zu Säulenheiligen; wir können aber dabei den Gedanken an den im Bewußtsein seines Wertes auf dem Dache sitzenden Rater nicht los werden.

Ein deutscher Professor braucht immer sehr lange, bis er zu einem Schlusse kommt, und so können wir Herrn Binding durch alle die verschlungenen Gänge seiner Betrachtungen nicht folgen. Wir machen Halt an der Stelle, wo er endlich zu „des Pudels Kern“ kommt.

Der „gute Name“ — nach Rothe gleichbedeutend mit Ehre — muß „repariert“ werden, wenn sein Träger in seinem Ruf gefährdet, resp. verleumdet wird, meint der Herr Professor. Und da sagt er: „Zu diesem Akt ist schlechthin untauglich der Verleumder, der verächtliche Lügner. Wie kann sein Widerruf den Glauben von Ehrenmännern bestimmen? Gerade weil dieser Glaube erschüttert ist, erscheint auch das Wort des Verleumdeten selbst zur Wiederherstellung jener Achtung wenig tauglich. Aber vielleicht sein Schwert oder seine Pistole? Man sollte jedoch nie vergessen, daß es einen ehrlichen Kampf mit dem ehrlosen Ehrabschneider nicht geben kann. Selbst für diejenigen, die den Ehrenzweikampf verteidigen, müßte feststehen, daß gerade der Verleumder als satisfaktionsunfähig zu behandeln wäre.“ —

„Der einzig Taugliche zu jener Reparation,“ fährt Herr Binding fort, „ist der Richter.“ Dieser kann, wie der Herr Professor meint, namentlich durch weitestete Veröffentlichung des Strafurteils eine genügende Reparation des guten Namens bewirken.

Wir haben damit gezeigt, was wir haben zeigen wollen, wie gering nämlich der Einfluß unseres Gelehrtentums anzuschlagen ist, wenn es gilt, eingefleischte Vorurteile zu zerlegen. Herr Binding hat ja Recht, wenn er die Gerichte als den geeigneten Ort anerkennt, wo Ehrverletzungen gesühnt werden können. Natürlich kommt viel auf die Art und Weise der Zusammenfügung der Gerichte an.

Aber wie übermäßig vorsichtig geht der Herr Professor gegen den falschen und übertriebenen Ehrbegriff vor! Der Nationalliberalismus ist in der Wissenschaft eben nicht minder schwächlich, als in der Politik. Und leider giebt es gewisse nationalliberale Wissenschaften, so sonderbar es klingt.

Wenn es jemals dahin kommt, daß der Reichsanzler die Gelehrten aus der Juristenkunst zusammenberuft und mit ihnen berät, wie man das Duell bekämpfen soll — was werden sie ihm sagen können? Mit Strafsparagrafen ist ohnehin das Duell nicht aus der Welt zu schaffen.

Bei alledem spricht Herr Binding am Schlusse seiner Rede noch ein gutes Wort. Er sagt, man müsse allgemein erkennen, „daß die Ehre durch Beleidigung unverletzbar sei“. Darin liege „wirkliche Heilkraft gegen eine schwere nationale Krankheit: wider jene hysterische Neizbarkeit unseres Ehrgefühls, die so leicht auch unseren Verstand betäubt.“

Recht so, Herr Professor! Dieses männliche Wort verleiht der akademischen Rede einen Wert für sich allein und wir möchten nur wünschen, daß es überall beherzigt werde,

Seuilleton.

Yvette.

Novelle von Guy de Maupassant.
Übersetzt von Heinz Lohvot.

Yvette und Servigny befanden sich im Wasser aufrecht einander gegenüber, Auge in Auge, indem sie Wasser traten. Ein paar Augenblicke blieb sie so unbeweglich, als könne sie sich nicht entschließen, den Sinn seiner Worte ganz zu durchdringen. Dann erröte sie plötzlich, erröte bis zu den Haaren. Ihr ganzes Gesicht übergoß sich jäh wie mit Blut, vom Hals bis zu den Ohren, die ganz dunkel wurden. Ohne ein Wort zu sagen, suchte sie das Land zu gewinnen, indem sie mit aller Kraft, mit großen hastigen Stößen davon schwamm.

Er konnte sie nicht wieder einholen, und folgte ihr leuchtend vor Anstrengung.

Er sah noch, wie sie aus dem Wasser stieg, ihren Bademantel aufraffte und ohne sich umzuwenden in ihre Badestelle eilte.

Er brauchte lange Zeit, bis er angekleidet war, denn er war völlig ratlos, was er davon zu halten hatte — ob er sich entschuldigen oder seine Sache standhaft fortführen sollte.

Als er fertig war, war sie schon ohne ihn fort.

Er ging voller Bangen und in Unruhe langsam zurück. — Die Marquise wandelte am Arm Savals um das Rasenrondell.

Als sie Servigny erblickte, sagte sie in der nachlässigen Weise, die sie seit dem vorhergehenden Tage angenommen hatte:

„Hatte ich es nicht gleich gesagt, daß man bei solch einer Hitze nicht ausgehen kann. . . Nun hat Yvette ihren Sonnenstich weg. Sie hat sich hinlegen müssen, sie war rot wie eine Ratschrose, das arme Kind, und hat abscheuliches Kopfweh. Sie sind natürlich in der grellen Sonne spazieren gegangen und haben allerhand Thorheiten getrieben. Sie sind ebenso wenig verständig wie Yvette.“ —

Das junge Mädchen kam zum Diner nicht herunter.

Als man ihr zu essen bringen wollte, antwortete sie durch die Thür, sie habe keinen Hunger; sie hatte sich eingeschlossen und bat, man möge sie in Ruhe lassen.

Die beiden Freunde fuhren mit dem Zehnruhrzuge ab, nachdem sie versprochen hatten, am folgenden Donnerstage wieder zu kommen.

Die Marquise setzte sich ans offene Fenster, um zu träumen und der prickelnden Tanzmusik zu lauschen, die vom Ball der Ruderer durch die tiefe festerliche Stille der Nacht herüberbrönte.

Manchmal regte sich in ihr ein Härlichkeitsbedürfnis, das sie wie eine Krankheit überfiel. Eine plötzliche Leidenschaft erfaßte sie, durchdrang sie völlig, betäubte und entnervte sie, oder warf sie zu Boden — je nachdem ihre Neigung einen mehr leidenschaftlich gewalttätigen, dramatischen oder sentimentalischen Charakter trug.

Sie war geschaffen, um zu lieben und geliebt zu werden.

Die Liebe hatte sie aus ihrer Niedrigkeit emporgehoben; sie hatte damit gewuchert und nahm Geld und Küsse wie etwas Natürliches hin, ohne daß sie besondere Härlichkeit für die meisten Männer fühlte, aber auch ohne daß sie irgend welchen Ekel empfand.

Sie nahm das alles mit ruhigem Gleichmüte hin, wie man auf der Reise aus allen möglichen Schüsseln isst, weil man eben leben muß.

Von Zeit zu Zeit aber loderten ihr Herz oder ihre Sinne auf. Dann verfiel sie einer großen Leidenschaft, die je nach den körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Geliebten Wochen oder Monate dauerte.

Das waren die köstlichsten Augenblicke ihres Lebens. Sie liebte mit Leib und Seele, voller Leidenschaft und Raserei. Sie stürzte sich in die Liebe, wie man sich in einen Fluß stürzt, um sich zu ertränken; und sie ließ sich von dem Strudel fortziehen; wenn es sein mußte, zum Sterben bereit, berauscht und völlig vernarrt, und namenlos glücklich.

Jedesmal redete sie sich ein, daß sie noch nie etwas Ähnliches empfunden habe; und sie würde gestaunt haben, wenn man ihr ins Gedächtnis gerufen hätte, für wieviel verschiedene Männer sie ganze Nächte hindurch angefaßt der Sterne schon geschwärmt hatte.

Savals hatte sie gefesselt, hatte sie mit Leib und Seele gefangen genommen.

Sie träumte vor sich hin, umschmeichelt von der Erinnerung an ihn, in dem fatten Entzücken genossenen Glückes, das sie noch umfassen hielt.

Auf ein Geräusch hinter ihr drehte sie sich um.

Yvette war eingetreten. Sie war noch immer wie den Tag über angekleidet; aber jetzt bleich und mit glänzenden Augen, wie man sie nach großer Ermüdung hat.

Sie stützte sich auf die Bank des offenen Fensters, der Mutter gegenüber, und sagte:

Ich möchte mit Dir sprechen.

Die Marquise sah sie erstaunt an. Sie hatte sie aus mütterlichem Egoismus lieb; sie wa